

Deutschen Rundschau

Nr. 261. Bromberg, den 12. November 1931.

Das doppelte Gesicht

Roman von Max Neal.

(4. Fortsetzung.)

„Das können Hoheit unmöglich an sich selbst festgestellt haben“, wandte Erken ein.

Die Prinzessin lachte herzlich. „Sie verstehen also trotz Ihrer streng dienstlichen Miene auch zu schmeicheln?“

Der Rittmeister schüttelte den Kopf. „Ich bin mir nicht bewußt, geschmeichelt zu haben.“

Amalie Anna machte eine kokette Geste. „Wenn man einer Frau etwas Nettes sagt, an das sie selbst nicht glaubt, fühlt sie sich immer geschmeichelt. Diesem kleinen Selbstbetrug verdankt man oft die schönsten Augenblicke im Leben.“

Und als Erken nichts erwiderte, fuhr sie achselzuckend fort: „Wir Frauen nähren uns nun einmal von Illusionen, weil wir wissen, daß uns die Wirklichkeit nie das Glück bringen kann, das wir erträumen.“

„Wenn aber eine Frau liebt und wieder geliebt wird?“ fragte der Rittmeister, ohne seine militärische Haltung aufzugeben.

„Ja, aber nicht jeder erblüht das Glück, und wenn, dann ist es oft nur von kurzer Dauer“, entgegnete die Prinzessin mit großer Lebhaftigkeit.

Erkens Augen bekamen wieder den traurigen, schwermütigen Ausdruck. Es war, als hätte die Bemerkung der Prinzessin etwas Schweres, Schmerzliches in ihm wachgerufen. „Glück ist eben nur das, was wir uns wünschen. Wenn wir unseren Wunsch erreicht haben, merken wir erst, daß es gar nicht das Glück war“, sagte er und etwas Wehes zitterte in seiner Stimme.

Die Prinzessin schaute, von dem Ton betroffen, auf. Dann sagte sie in ihrer bezaubernden Art: „Lieber Erken, Sie sagen das, als ob Sie aus eigener Erfahrung sprächen?“

Der Rittmeister preßte die Lippen aufeinander und schwieg. Dabei wich er dem auf ihn gerichteten fragenden Blick der Prinzessin aus.

Amalie Anna fragte leise, mit dem drängenden Unterton der Vertrautheit: „Sie lieben also unglücklich?“

Erken machte eine etwas unbeholfene Geste, eine Handbewegung wie eine Bitte, nicht weiter zu fragen.

„Ich will natürlich nicht in Sie drängen, aber ich nehme herzlichen Anteil an Ihnen. Darum müssen Sie mir verzeihen, wenn ich an eine Sache gerührt habe, die Sie vielleicht nur mit sich selber ausmachen können“, sagte die Prinzessin mit stark betonter Herzlichkeit. „Aber ich bin gern bereit, Ihnen zu helfen, wenn es in meiner Macht liegt.“

Es war nur das Spiel einer augenblicklichen Laune, das sie so sprechen ließ. Sie suchte ihn durch diese Worte weiter aus sich herauszulocken, denn eine unbezähmbare Neugierde war in ihr erwacht, zu wissen, wer jene Dame war, die so tief in seinem Herzen saß.

Der Adjutant neigte den Kopf. „Innigen Dank, Hoheit, aber mir ist nicht zu helfen. Die, die ich liebe, ist, so wie die Dinge nun einmal liegen, für mich verloren. Es besteht zwischen ihr und mir ein durch die Verhältnisse geschaffenes, unüberwindliches Hindernis, das mir als Offizier zu beseitigen nicht möglich ist und das uns, so bitter es ist, weiter trennen muß. Und darum muß ich wohl auf sie endgültig verzichten. Mehr sagen zu müssen, bitte ich gehorsamst mir zu erlassen.“

Über das Gesicht der Prinzessin flog wieder eine verräterische Röte. Was war das? Ein verschleiertes Geständnis? Das hörte sich ja gerade an, als ob er auf sie anspielte. Seine sonderbare, fast absichtliche Zurückhaltung ihr gegenüber und dabei doch das Mitschwingen beherrschter Leidenschaften in seinen Worten bestärkten sie unwillkürlich in dieser Annahme. Ein angenehmes, warmes Gefühl durchrieselte sie. Sie betrachtete, um ihre Verlegenheit und Überraschung zu verbergen, angelegentlich die edelsteingeschmückten Ringe an ihrer Hand.

Dann rief sie plötzlich, ganz unvermittelt, mit einer fast krampfhaften Lustigkeit: „Mein Gott, wir haben ja ganz vergessen . . . ich soll ja zu meinem Bruder kommen. Gehen wir, Erken.“

Amalie Anna begab sich mit auffallender Hast, als suche sie der etwas zugespitzten Situation zu entfliehen, an die Tür. Und beide verließen den Salon.

Langsam schritten sie die lange, mit Statuen aus der Götterwelt geschmückte Galerie entlang, die vom linken Flügel zu den Zimmern des Herzogs führte. Bei jedem der zahlreichen Fenster der Galerie fingerte ein Sonnenstrahl herein und zeichnete helle Querstreifen auf den roten Plüschläufer.

Stumm, jedes mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt und doch durch ein unbestimmbares Fluidum verbunden, das von einem zum andern überströmte, gingen sie bis zur Mitte der Galerie.

Dort blieb die Prinzessin plötzlich vor einem der Fenster stehen und wies mit der Hand hinaus auf eine Gruppe Kastanienbäume, die rote und weiße Kerzen aufgesteckt hatten. „Der Frühling erweckt in uns allen neue Hoffnungen und neue Wünsche. Warum wollen Sie allein verzagen? Vielleicht ist das Hindernis, das sich Ihnen in den Weg stellt, nicht so unüberwindlich, wie Sie meinen. Ich glaube sogar bestimmt, daß es nicht unüberwindlich ist.“ Ein bedeutsamer, seltsam flirrender Blick der Prinzessin traf den Rittmeister, der ihre Hand erfaßte und sie küßte.

Amalie Anna schloß eine Sekunde lang mit triumphierendem Lächeln die Augen. Dann aber nahm sie ihre förmliche, korrekte Haltung an. „Herr Adjutant . . . ich fürchte, mein Bruder wird ungeduldig“, sagte sie mit angenommener Würde, dabei aber saß ihr der Schalk im Auge.

Sie eilten raschen Schrittes bis zum Ende der Galerie und begaben sich hier in das Arbeitskabinett des Herzogs.

Johann Georg, der an seinem Schreibtisch saß und eben ein Schreiben versiegelt hatte, hob den Kopf, als beide eintraten. „Du hast mich ziemlich lange warten lassen“, brummte er und blies die brennende Kerze aus.

Die Prinzessin erwiderte irgendeine gleichgültige Entschuldigung, während der Herzog aufstand und dem Adjutanten das versiegelte Schreiben übergab mit der Weisung, es sofort nach der Staatskanzlei zu bringen.

„Streng geheim . . . geben Sie es nicht aus der Hand", mahnte der Herzog. „Es soll sich in der letzten Zeit wiederholt ereignet haben, daß wichtige Staatsgeheimnisse auf unerklärliche Weise nach Rußland verraten wurden."

Joachim von Erken verneigte sich, dann schritt er gegen die Ausgangstür.

„Melden Sie sich wieder, sobald Sie das Schreiben in der Staatskanzlei abgegeben haben", rief ihm Johann Georg nach.

Der Rittmeister salutierte, „Zu Befehl", dann entfernte er sich.

Der Herzog wandte sich jetzt seiner Schwester zu, die mit glücklichem Lächeln nach der Tür blickte, durch die Joachim weggegangen war.

Es lag etwas Zögerndes, Unsicheres in Johann Georgs Bewegung. „Liebste Schwester, du warst immer eine vernünftige Frau . . .", begann er, während er mit dem elfenbeinernen Brieföffner auf die Innenfläche seiner linken Hand klopfte, als könnte er damit seine Erregung etwas dämpfen.

Amalie unterbrach ihn mit erhobener Hand. „Johann Georg, wenn du so anfängst, weiß ich, daß es sich wieder um deine verrückte Idee handelt, die Komtesse von Hanenstein zu heiraten!"

„Ich bitte dich, diese Idee nicht „verrückt" zu nennen", brauste der Herzog auf.

„Hätte ich statt deiner Idee *dich* verrückt nennen sollen?" blitzte ihn die Prinzessin an.

Die Adern auf seiner Stirn begannen anzuschwellen und in seinen Augen zeigte sich ein bedrohliches Wetterleuchten.

Amalie kannte diese gefährlichen Anzeichen bei ihrem Bruder. Sie erwiderte deshalb einlenkend: „Da wären wir ja wieder glücklich mitten drin im schönsten Streiten."

„Das du jedesmal provozierst, sobald ich dieses Thema anschlage", rief er und warf den Brieföffner heftig auf den Tisch. „Aber die Angelegenheit ist so gut wie erledigt. Ich erwarte Bettina und ihre Mutter. Sie müssen jeden Augenblick hier sein, und ich hoffe, die Komtesse bringt mir ihr Jawort. Ich wollte deine Zustimmung zu meiner Heirat nur des lieben Friedens willen haben. Aber es geht auch ohne sie."

Der Herzog ging, die Hände auf den Rücken gelegt, mit harten Schritten im Arbeitskabinett umher.

Die Prinzessin ließ sich auf einen Stuhl nieder und ihre forschenden Blicke folgten ein wenig spöttisch ihrem Bruder. Als er wieder an ihr vorüberkam, hielt sie ihn an. „Höre mich an, Johann Georg."

Ruhig, ohne jede Erregung brachte sie nochmals alle Gründe vor, warum sie gegen diese Heirat war. „Erstens bist du mit deinen nahezu fünfzig Jahren zu alt und die Komtesse mit ihren neunzehn Jahren zu jung, als daß diese Ehe ersprießlich sein könnte. Das ist meine Besorgnis um dein persönliches Wohl. Zweitens bin ich nicht gewillt, plötzlich die zweite Dame am Hof zu sein und hinter diesem Gänschen, dieser Gräfin Habenichts, zurückzustehen. Das ist die Besorgnis um mich. Drittens ist kein Grund zu dieser Mesalliance in bezug auf die Dynastie vorhanden, da die Thronfolge durch unseren Neffen Karl Wilhelm, den Sohn unseres seligen Bruders, gesichert ist."

Johann Georg stand mit verschränkten Armen vor ihr. Die Muskeln in seinem Gesicht spielten. „Ein schwächlicher Knabe, dem die Ärzte leider Gottes kein langes Leben prophezeien. Es ist also schon aus diesem Grunde eine Wiederverheiratung meiner Person geboten", antwortete er mit gerunzelter Stirne. „Ich habe nicht Lust, mit dir länger zu streiten. Wenn du bei deinem Nein bleibst, lasse ich alle Rücksichten auf dich fallen und heirate gegen deinen Willen."

Die Prinzessin erhob sich verärgert. Sie sah ein, daß bei ihrem Bruder alle vernünftigen Einwände vergeblich waren. Da half kein Zureden. Sie mußte also den Dingen ihren Lauf lassen. „Ich kann dich daran nicht hindern", sagte sie. „Tu, was du nicht lassen kannst. Die Verantwortung für diesen unbesonnenen Schritt wirst du selbst zu tragen haben." Sie nickte ihm kurz zu und verließ das Arbeitskabinett.

Der Herzog blieb nachdenklich zurück. War es wirklich eine Torheit, die er da vorhatte? Konnte er die Verantwortung dieser Heirat vor sich selbst und dem Land übernehmen? Er war regierender Fürst, er mußte auch auf ein Glück verzichten können, wenn es im Widerspruch mit seinen Pflichten stand.

Aber diese plötzlich aufgetauchten Bedenken zerstreuten sich rasch wieder. Seine Liebe zu Bettina war stärker als sie. Sie wurzelte schon zu tief in seinem Herzen, als daß er sie hätte wieder herausreißen können. Es ging ihm, wie es vielen Menschen geht, die zaudern, einen für ihr Leben folgenschweren Schritt zu tun, die alle möglichen Einwendungen dagegen vorbringen, die aber in ihrem Innersten längst entschlossen sind, diesen Schritt zu tun.

Mit leisem Stöhnen ließ sich Johann Georg in den Stuhl am Schreibtisch fallen, als der Hofmarschall erschien und ihm meldete, daß Gräfin und Komtesse von Hanenstein bitten ließen, empfangen zu werden.

Der Herzog sprang — ganz im Gegensatz zu seiner sonstigen Schwerfälligkeit — elastisch auf und bedeutete dem Hofmarschall in sichtlicher Erregung, sie eintreten zu lassen.

Baron Hahn öffnete die Tür in den Audienzsaal und bat die beiden Damen mit einer einladenden Geste, in das Arbeitskabinett zu kommen.

Johann Georg ging ihnen lebhaft entgegen, während der Hofmarschall mit einer Verbeugung das Zimmer verließ.

„Verehrte Gräfin . . . liebste Bettina . . . es freut mich, daß Sie meinem Wunsch, Sie hier zu sehen, so pünktlich nachkamen", sagte der Herzog und sein leuchtender Blick wanderte von der Gräfin zu Bettina.

Die Gräfin machte eine tiefe Verbeugung. „Meine Tochter konnte den großen Augenblick kaum erwarten, vor Eurer Hoheit erscheinen zu dürfen", stammelte sie devot.

Der Herzog geleitete die Gräfin und die Komtesse zu den Stühlen am kleinen Kamin, auf dem eine vergoldete Stutzuhr eifrig und geschäftig perdelte.

Als sie alle Platz genommen hatten, begann Johann Georg mit einem leichten Anflug von Verlegenheit: „Komtesse, ich nehme an, daß Ihre Frau Mutter Ihnen den Grund sagte, warum ich Sie gebeten habe, heute hierherzukommen?"

„Ich bin vollständig unterrichtet, Hoheit", antwortete Bettina.

„Und Ihre Antwort?"

Bettina erhob die Augen und erwiderte mit leise vibrierender Stimme: „Ich gehorche dem Wunsch meiner Mutter."

Die Gräfin, die wegen dieser Antwort ihrer Tochter am liebsten in den Erdboden versunken wäre, rückte unruhig auf ihrem Stuhl hin und her, während der Herzog unwillkürlich stutzte. Er legte die Fingerspitzen aneinander und sah etwas enttäuscht vor sich auf den Teppich.

„Ja, ja, das ist sehr brav von Ihnen . . . sehr brav. Aber was sagt Ihr Herz dazu?"

Die Komtesse erkannte, daß sie sich wohl etwas ungeschickt ausgedrückt hatte, aber sie brachte es nicht über sich, in dem Herzog falsche Erwartungen zu erwecken. Das ließ ihre Aufrichtigkeit nicht zu. Zögernd entgegnete sie: „Hoheit, das Herz muß sich dem Verstand unterordnen. Sieht es später, daß der Verstand recht hatte, wird es sicher an Stelle der Achtung und Verehrung, die es für Sie hegt, aufrichtige Liebe treten lassen." Nur mühsam kamen ihr die Worte von den Lippen.

Zwischen den Augen des Herzogs erschien eine steile, scharfe Falte.

Die Gräfin bemerkte das mit großer Angst. Auf diese Weise verdarb Bettina ja alles. Sie mußte um jeden Preis die Lage retten. Sie beeilte sich daher, den Worten ihrer Tochter eine andere Deutung zu geben. „Daß Bettina Hoheit lieben wird, ist bei der großen, aufrichtigen Zuneigung, die sie für Hoheit empfindet, eine unbedingte Gewißheit. Sie hat mir wiederholt versichert, daß sie sich an der Seite Eurer Hoheit geborgen und glücklich fühlen werde. Ist es nicht so, Bettina?" Sie warf der Tochter einen verzweifelten, fast bittenden Blick zu.

Bettina, die die Absicht ihrer Mutter erriet, nickte nur unmerklich.

Johann Georg erhob sich. Die Äußerung der Gräfin hatte seine Hoffnung von neuem belebt. Er hörte in seiner Verliebtheit das heraus, was er heraushören wollte. Er bat die Gräfin, Bettina und ihn einen Augenblick allein zu lassen. Die Gräfin zog sich mit einer tiefen Verbeugung in das Vorzimmer zurück, ganz erfüllt von der bedrückenden Angst, Bettina könnte am Ende noch alles verderben.

Bettina war gleichfalls aufgestanden. Die Arme hingen ihr schlaff am Körper herunter, den Kopf hielt sie gesenkt, wie jemand, über den soeben das Urteil gesprochen worden ist. Ihr Atem ging in raschen Stößen.

Der Herzog trat zu ihr und ergriff ihre beiden Hände, die sich kalt und starr anfühlten. „Bettina, wir wollen das Peinliche der Situation abkürzen. Ich bin nicht mehr der Jüngste. Aber gerade in meinem Alter, wo man einen Lebenskameraden am nötigsten hätte, ist es für einen Mann hart, allein zu stehen. Kein Mensch, und sei er durch Bluts- oder Familienbande noch so eng mit uns verknüpft, kann diesen ersetzen. Das kann nur eine Frau, mit der man seine innersten Geheimnisse, seine Freuden und Leiden teilt. Ich sehne mich nach einem solchen Kameraden. Können Sie das verstehen?"

Bettina flüsterte, den Blick immer noch zu Boden gesenkt, ein leises Ja.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerung an Franz Liszt.

Von **Frida Spandow.**

Die Reihe der ganz großen Klaviervirtuosen fand in Franz Liszt ihren für lange Jahre hinaus letzten Vertreter. Von der überschwenglichen Art, in der die Begeisterung der Hörer damals tobte, macht sich unsere nüchterne, vielleicht zu verwöhnte und blasierte Zeit kaum einen Begriff. Besonders die Frauen waren verblüffend erfinderisch, dem verehrten Meister ihre Huldigungen zu beweisen. So erzählt Graf Geza Zichy, Schüler und Freund von Liszt, in seinen Lebenserinnerungen von einer verschmähten Anbeterin des großen Künstlers, daß sie ihn eines Tages mit einem freundlich-schmollenden Billetdoux überraschte, dessen Inhalt lautete: „Geliebter Mörder! Kommen Sie in mein Hotel und ergötzen Sie sich an dem Anblick meiner Leiche! Ihre unglückliche — — —" Liszt war höchst aufgeregt und nahm die Drohung ernst; ein Besuch in besagtem Hotel jedoch ergab, daß von der Dame das bekannte Märchenende gilt: Und wenn sie nicht gestorben ist . . .

Auch die Anhänglichkeit der Schüler an ihren unvergleichlichen Lehrer war rührend. Sie folgten ihm, wohin er sich auch begab, ganz gleich, ob er sie dazu aufforderte oder nicht. Ein Spanier mit ungeheuer entwickelten Händen hielt sich für ganz besonders begünstigt. Liszt ermahnte ihn, „seine Stiergefechte ohne tödlichen Ausgang für das Klavier" zu beenden; seine Schlußkritik war dann zwar humorvoll, aber bitter für den Lernbeflissenen: „Das Klavier ist kein Stier und Sie kein Pianist."

Zu einem jungen Mädchen, das ihm vorspielte und den Flügel jammervoll mißhandelte, sagte der Meister, nachdem er erfahren hatte, daß es verlobt sei: „Behandeln Sie Ihren Mann, wenn er Ihnen untreu werden sollte, nur genau so, wie Sie soeben das Klavier behandelt haben."

In liebenswürdiger Umschreibung nannte er eine andere junge unmusikalische Dame „ein in den Farben der Unschuld gefiedertes Wesen"!

Ein durchaus talentloser junger Mann mußte sich folgendes Examen gefallen lassen, nachdem er vorgespielt hatte: „Welcher Nationalität sind Sie?" — „Brasilianer." — „Fahren Sie damit fort", sagte Liszt wohlwollend und entließ ihn.

Liszt hatte sehr viel Sinn für Humor, und als ihn einst der sehr unmusikalische Bruder Graf Zichys mit den Worten: „Lieber Meister, klimpern Sie uns etwas vor!" zum Spiel aufforderte, entsprach er höchst liebenswürdig dieser Bitte und sagte nur: „So aufrichtig hat mich noch niemand zum Spielen aufgefordert!"

Sehr drollig muß es auch gewesen sein, wenn der fast stets französisch sprechende, vornehme alte Herr seine Reden mit echten Berolinismen würzte, was Kurt von Schlözer in seinen „Römischen Briefen" erwähnt. Mitten im gallischen Idiom knallte er dann zuweilen echte Berliner Redensarten los, wie: „Wat koof ick mir dafor?"

Auch noch mit 73 Jahren hatte dieser fabelhafte Mensch nichts von seiner Frische und seinem Feuer verloren. Wie er wirkte, zeigt die Beschreibung einer Frau von Linenon, die die römischen Liszt-Tage von 1885 mitmachte: „Seit vielen Jahren hat keine Persönlichkeit in Rom größeres Interesse gefunden wie Franz Liszt. Die Leute sind ganz wild erpicht auf ihn; und diejenigen, die ihn nur sehen können, schätzen sich glücklich, um wieviel mehr erst die wenigen Auserwählten, die mit ihm sprechen, die ihn spielen hören dürfen. Vor dem Hotel, in dem er wohnt, sammeln sich schon in den frühesten Morgenstunden zahllose Menschen an, und wenn der vornehm aussehende alte Mann mit dem weißen Haar und dem Flammenblick das Haus verläßt, um seinen täglichen kurzen Spaziergang zu machen, so fliegen alle Hüte von den Köpfen, als ob ein Potentat daherkäme. Bei allen Botschaftern und Gesandten wird er eingeladen. Eins der letzten Diners, das zu Ehren Liszts in Rom gegeben wurde, fand bei dem Herzog und der Herzogin Sermoneta statt, bei dem die Minghettis, Keudell, Schlözer und Lenbach, der berühmte Maler, der damals in Rom weilte, eingeladen waren. Liszt war in glänzender Stimmung. Er spielte eine Tarantella und machte dann mit den Fingern Kastagnetten nach. Madame Minghetti, die schon Großmutter ist, tanzte wie eine Sechzehnjährige; alle waren begeistert. Nur Lenbach klickte mit seinem sarkastischen Lächeln auf das seltsame Bild."

Liszts römische Wohnung im Jahre 1864 war eine Zelle im Koster Santa Maria del Rosario, deren Einrichtung Schlözer höchst anschaulich beschreibt: „In der Mitte des ziemlich großen Raumes steht ein langer Arbeitstisch, an den Wänden ist eine kleine Hausbibliothek aufgestellt; außerdem zählte ich dort und in den Fensternischen etwa zwölf große und kleine Heiligenbilder. Auf einem Ecktische liegt in Marmor gehauen die Hand Chopins; daneben ein Etui mit einem Ring, den Pius IX., als er Liszt im vorigen Jahre besuchte, ihm geschenkt hat. Neben dem Arbeitstische steht ein ziemlich bejahrtes Piano, das zudem an schlechter Stimmung leidet, und was das Scherzhafteste ist: das D im Baß gibt nicht an. Auf einem solchen Instrument arbeitet jetzt derselbe Franz Liszt, vor dem einst die massivsten Flügel Europas zitterten, und der ein halbes Menschenalter hindurch wie ein donnernder Jupiter die ganze Künstlerwelt beherrscht hat."

Der liebenswürdige Liszt konnte aber auch sehr ungemütlich werden, wenn man seinen Genius nicht genügend respektierte. Allzu zudringlich zum Spielen aufgefordert, schlug er gewöhnlich e i n e n Ton an, nahm seinen Hut und verließ mit einem leise gemurmelten „Ihr Ochsen" die Gesellschaft. Einmal fragte ihn eine Prinzessin, ob er mit seinem Konzert in Venedig gute Geschäfte gemacht habe. Liszt überhörte gnädig die Taktlosigkeit, als sie aber wiederholt wurde, donnerte er los: „Diplomaten und Bankiers machen Geschäfte. Ich bin Künstler!"

Im Jahre 1865 erhielt Franz Liszt bekanntlich die Priesterweihe und entsagte dem weltlichen Leben. — „Über die Ursachen", berichtet Schlözer, „welche ihn zu diesem Schritte vermocht haben, zirkulieren verschiedene Versionen, in denen aber immer die Fürstin Wittgenstein die Hauptrolle spielt. Einige behaupten, die Furcht, der unberechenbare Franz könne sich noch mit einem jungen Mädchen verheiraten, habe sie dermaßen aufgeregt, daß sie den ganzen Vatikan in Bewegung setzte, um durch einflußreiche Kleriker den braven Liszt zum Übertritt in den geistlichen Stand zu bewegen. Andere kehren das Blatt um und sagen, die Familie der Fürstin hätte eine Mesalliance gewittert und den Monsignore Hohenlohe, dessen Bruder der Schwiegersohn der Fürstin Wittgenstein ist, auf Liszt einwirken lassen."

Die Fürstin widersprach jedoch diesem Klatsch und behauptete, Liszt handle aus Frömmigkeit und wolle seine Kunst in den Dienst der Kirche stellen.

In den entzückend geschriebenen Schlözer-Briefen findet sich noch manches pietätvolle Erinnerungswort an Liszt, der Schlözer einer nahen Freundschaft würdigte.

In der Erinnerung seiner Freunde und Schüler lebt Liszt als großer Mensch fort: gütig, menschenfreundlich,

hilfsbereit. Das schönste Denkmal, das ihm gesetzt werden konnte, sind wohl die Abschiedsworte Graf Zichys: „Franz Liszt ist die schönste Erinnerung meines Lebens. In treuer Dankbarkeit und Liebe gedenke ich des großen Freundes, dessen Freundschaft den größten Stolz und die größte Freude meines Daseins darstellt."

Nabonga.

Skizze von **Leo am Bruhl.**

Vom Logone her streicht der Nachtwind in matten Stößen; flackernd windet sich die dünne Kerzenflamme vor mir.

Gambogo schlurft schweigend hin und her. Er packt. Zuerst in die sanddichten Blechkästen die kostbaren Instrumente, einzeln die Gläser in die Lederhüllen, dann unsere Vorräte und die Präparate in den geräumigen Sack des Tragsattels, endlich Kochgeschirr und übriges Gerät in eine alte Zuckerkiste, die er selbst schleppen wird, wenn es weiter geht. Und noch in der Nacht brechen wir auf.

Bald ist um mich im kleinen Spitzzelt nichts mehr als dieser schwere Akazienduft, der so müde, so müde macht.

Es ist eine Qual, Gedanken zu Ende zu denken . . .

Noch gestern abend versuchte ich, in dieses Tagebuch etwas über das Mädchen Nabonga aufzuzeichnen; ich weiß nicht mehr, was ich schrieb; ich müßte es nachlesen, doch das ist zu mühsam.

Ich glaube, daß ich Nabonga beschrieben habe, etwa wie ich ein schönes, seltenes exotisches Tierchen zu beschreiben pflege, einmal einen grauen Seidenaffen, ein andermal eine granatrote Libelle. Nun fühle ich es wie Scham, daß mein Buch ein Stück Anatomie enthält statt eines zarten Bildes von Nabongas Seele. —

Nur sechs oder sieben Tage habe ich die Kleine gekannt; sie hatte von den geschwätzigen Soldatenfrauen der Station die harte Sprache der weißen Männer gelernt und konnte beinahe über alles das plaudern, was ein neugieriger alter Mann von einem Massakind zu wissen begehrte. Sicher, Nabonga wußte nicht viel von den Löwenjagden der Krieger, von den Festen der Dämonenpriester, von Totenklagen und Urwaldorgien. Aber die seltsamen Märchen, welche die Massamütter den Kindern erzählen, kannte Nabonga; und alle Lieder des Stammes sang sie.

Wenn sie auf der weichen Matte in meinem Zelte lag und ihre Märchen lebendig werden ließ, dann war Nabonga ein Kind noch; erhob sie sich aber, um zu den Gesängen ihrer Kongoheimat zu tanzen, dann bog sich ihr braun glänzender Bronzeleib wie Schilf im Sturm, und dann war sie eine Frau. Sie wußte ihr Alter nicht; daß die Weißen ängstlich die Lebensjahre zählen, als könne eines verloren gehen, war für Nabonga Anlaß zu einem ganzen Abend übermütigen Kinderlachens.

Die Massa, hier unweit des Logone, leben dumpf zwischen Savanne und Station, zwischen der Urnatur und der Unnatur, die ihnen der weiße Mann aufzwingt. Niemand weiß, was kommen wird, ein gewaltiges Aufschäumen einst der ganzen Rasse oder ein ungeheures Sterben. Viele tausend schwarze Leiber warten dumpf . . .

Nur eine Seele fand ich: Nabonga! Eine zarte, schwache und furchtsame Seele. Aber ich wußte nicht, wie furchtsam sie war und daß ein einziger Schreck sie für immer auslöschen konnte. Darum trifft mich keine Schuld. Vielleicht.

Vielleicht hätte ich das Mädchen zurückweisen müssen, als ich, Gambogo mit den Gewehren hinter mir, am Nachmittag in die heiße Savanne wanderte, hinaus aus dem Dorf, vorüber an hohen Termitenhügeln, dann durch verkrüppeltes Unterholz, durch zähe Lianenschlingen, hinweg über dickverpelzte Luftwurzeln.

In trockener Sonnenglut wallt wie kochend die Luft.

Eine Minute Rast in einer Lichtung. Doch da liegen Wildfährten wie hartgegossen: Panther, Hirsche Stachelschweine, Schakale. Daneben im Sand das Gekritzel, das die Perlhühner schrieben. Unbestimmbare Kratzer deutet Gambogo auf Meerkatzen.

Unter einem halbfaulen Affenbrotbaum ist eine Erdhöhle sichtbar. Gambogo wirft sich auf den Bauch, geht mit der Schnuppernase ein Stück in das Loch und entscheidet, daß hier ein Panther seinen Schlupfwinkel habe. Möglicherweise seien junge Tiere sogar tief in der Höhle und schliefen dort.

Neugierig geworden, knie ich hin, hake den Feldstecher vom Riemen, um besser kriechen zu können. Aber schon beim Beginn des Versuchs, in das Loch einzudringen, wirft mich der atemraubende Raubtiergeruch zurück, der mir entgegen schlägt.

Ich sehe Gambogo am Gewehrschloß herumfingern.

„Wenn das Pantherweibchen kommt?" sagt er, als ich ihn anknurre.

Nabonga, die neben mir hergelaufen war, hat das Fernglas vom Boden aufgenommen, dreht es mit den kleinen Händen um und um, schüttelt den Kopf. Zwei merkwürdige Röhren mit Glasverschluß, denkt sie wohl. Und gar nichts darin. Zu welchem Zweck schleppt der Weiße die Dinger mit?

„Versuch' doch einmal, hindurch zu schauen", sage ich lachend und vergesse, wie ich mir Nabongas Verwunderung vorstelle, die jetzt kommen muß, sogar die Pantherjungen.

Das Massakind hebt den Feldstecher an die Augen, in die Lichtung hinaus gerichtet, schaut. In der nächsten Sekunde verzerrt sich das Gesicht in jähem Erschrecken, Nabongas Arme zucken hoch . . . ein spitzer Schrei, ein einziger spitzer Schrei der Angst . . . Nabonga stürzt in sich zusammen.

„Der Panther!" schreit Gambogo und drückt mir die Büchse hin.

Ich sehe nur einen blinkenden Strich, der durch die Lichtung zu uns heranschnellt. Der Panthermutter die Kugel antragen?

„Zurück!" Ich reiße Nabonga vom Boden hoch. Die Gewehre im Anschlag weichen wir dem Raubtier aus, tiefer in das Unterholz hinein.

Schwer hängt das kleine Massamädchen mir im Arm; es muß bewußtlos sein. Noch immer. Ich glaube das und hoffe das. Bis Gambogo sagt: „Nabonga tot! Sie sah durch deine Rohre die Pantherin ganz groß und ganz nahe schon auf sich zuspringen. Da starb sie vor Schreck, denn sie kannte noch nicht den Zauber, der in deinen Gläsern ist."

Gambogo spricht wohl die Wahrheit.

Ich schleppe die tote Nabonga, ich, der weiße alte Mann; ich schleppe sie bis in das Massadorf, obgleich Gambogo mich warnt. —

Nun beschließen die Massakrieger im Dorf, was mit uns geschehen soll, die wir Nabonga durch hinterlistigen Zauber getötet haben. Während sie beraten, brechen wir das Zelt ab; wir fliehen.

„Schreibe nicht weiter!" höre ich Gambogo sagen. „Dein Pferd ist fertig und alles gepackt. Wir müssen uns beeilen."

Gang in den Abend.

Dämmernder Himmel hängt tief
Über den Park herein,
Der verstört entschlief.
Grübelnd bliebst du allein.

Leben blinkt drüben im Grau,
Leben, das viel einst verhieß,
Fremd nun, wie eine Frau,
Die dich lachend verließ.

Stadt und Zwielicht sind fern,
Abend ist Einkehr und Traum,
Nur ein steigender Stern
Schweigt im dunkelnden Baum.

Uraltes Heimweh erwacht,
Einmal träumt man es aus,
Einmal nimmt uns die Nacht
Muttergütig nach Haus — —

Rudolf Habetin.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.